

**Laudatio zur Verleihung des  
ADKV-ART COLOGNE PREIS FÜR KUNSTKRITIK 2011 an Jens Kastner  
in Köln am 16. April 2011.**

Von Gerald Raunig

„Wissen Sie, die Asymmetrie zwischen Herrschern und Beherrschten existiert tatsächlich.“ Wer immer mit Jens Kastner per Email kommuniziert, stösst am Ende des Mails auf dieses Zitat des französischen Soziologen Pierre Bourdieu. Bourdieus Werk ist eine der zentralen Bezugstheorien für Jens Kastner, und ich möchte von Bourdieu und seinem Begriff des „Medienintellektuellen“ ausgehend zwei negative Figuren der Intellektualität skizzieren, die aus meiner Sicht einen Punkt der Abstoßung bieten für das – wie ich es nennen würde – transversale Schreiben Jens Kastners.

„Medienintellektuelle“, das ist jene fast durchgehend männliche Species, die sich in den letzten Jahrzehnten als hegemoniale Intellektuellenfigur durchgesetzt hat. Im Modell der „Medienintellektuellen“ war und ist Intellektualität nicht viel mehr als eine instrumentelle Funktion der Medien. Intellektuelle fungieren als spektakuläre Zulieferer der Medien, die oft auf Anfrage binnen kürzester Zeit zu jedem beliebigen Thema einen Kommentar abgeben. Ihre Subjektposition ist charakterisiert durch das narzisstische und nie stillbare Begehren nach medialer Repräsentation. Diese Form von spektakulärer Intellektualität in den Medien ist eine Perversion der alten Intellektuellenformation, die Michel Foucault mit dem Begriff des universellen Intellektuellen bezeichnete und kritisch hinterfragte. Doch während der universelle Intellektuelle als Fürsprecher und *public man* noch von einem als neutral verstandenen Ort der Universalität aus die Welt interpretierte, wenn nicht gar zu retten in Aussicht stellte, *sind* die Medienintellektuellen die Welt, und sie privatisieren, popularisieren und spektakularisieren die Welt.

Schon 1977 hat Gilles Deleuze in einem kurzen Interview mit dem Titel „Über die Neuen Philosophen und ein allgemeineres Problem“ auf die zwei ineinander verschränkten Aspekte von Selbstmarketing- und Medienspezialisten am Intellektuellen-Markt hingewiesen: Erstens hantierten sie mit zu großen Begriffen, mit deren Hilfe sie „summarische Dualismen“ vom Typus „das Gesetz – der Rebell“ (oder in unserem Zusammenhang „die Kunst – die Politik“)

herstellen. Zweitens entwickle sich aus dieser Kombination „große Begriffe – dürftige Inhalte“ auch die Notwendigkeit, das Aussagesubjekt und seine Authentizität aufzuplustern.

Während sich Deleuze, Guattari, Bourdieu, Foucault und andere in den 1970er Jahren darum bemühten, den Diskurs um die Funktion der Intellektuellen zu erneuern, den grobschlächtigen Dualismen feinere, differenziertere Begriffe entgegenzusetzen, als spezifische Intellektuelle in die Kämpfe zu intervenieren oder sie mitzugestalten und die Macht des Namens anzugreifen, führte die „ärgerliche, reaktionäre Kraft“ der „Nouveaux Philosophes“ das philosophische Marketing ein. Der Marketingbetrieb der Neuen Philosophen repräsentiert „die Unterwerfung jeglichen Denkens“ unter die spektakulären Medien; „gleichzeitig verschafft er diesen Medien ein Minimum an intellektueller Glaubwürdigkeit, so dass sie in aller Ruhe die schöpferischen Versuche ersticken können, die an ihnen rütteln können.“

Deleuze war mit seiner Attacke auf Medienintellektuelle und Spektakelphilosophen seiner Zeit voraus, eine Vorahnung der späteren Verstrickungen nicht nur der Nouveaux Philosophes lässt sich jedoch schon in seinen Bemerkungen von 1977 erkennen. Wie weit die Bedeutungslosigkeit der Neuen Philosophen auf der Ebene der Theorieproduktion allerdings einhergehen würde mit einer ausufernden Bedeutung im Feld der Politikberatung, dieses Ausmaß der Verstrickung ließ sich damals noch nicht erahnen. Der „neue Philosoph“ Bernard Henri-Lévy brüstet sich heute z.B., den französischen Präsidenten Sarkozy in seinem neokolonialen Angriffsunternehmen auf Libyen die moralische Linie vorgegeben zu haben.

Soweit in aller Kürze die *eine* problematische Seite aktueller Intellektuellen-Subjektivierung. Es existiert aber noch ein zweites Problem, das irgendwie diametral entgegengesetzt und zugleich komplementär zur Logik des alles kommentierenden Medienintellektuellen ist. Es ist dies die alte disziplinäre Abgrenzungslogik, die fein säuberlich Disziplinen von einander trennt und die Trennung rigide aufrecht erhalten möchte, vor allem wenn es um Kunst geht. Hinter solchem Abgrenzungsbedürfnis liegen im allgemeinen oft klassenspezifische Interessen und die Mechanismen des Kunstmarkts, aber auch eine aktuelle Entwicklung hin zu neokonservativen Haltungen. Neokonservativ insofern, als es noch immer oder schon wieder um die Verteidigung der Reinheit der Kunst gegen unkontrollierbare Schwärme eines unübersichtlichen Außen zu gehen scheint. Hier taucht aufs neue die Dichotomie von Kunst und Politik auf, in allen Aspekten fein säuberlich zu trennen, z.B. in eine Kunst, die mit Lust

und anderen Affekten zu tun hat und in eine Politik, die dem Ernst der Lage mit Ernst begegnet.

Weil diese Position so alt und bekannt ist, muss ich sie hier nicht weiter ausführen. Wohin führt aber die rigide Spaltung in eine Kunst, die lustbetont und nur lustbetont zu sein hat, und in eine Politik, die ihre Effektivität angeblich allein durch das ernsthafte Verfolgen einer geraden Linie vom Ziel zum Erfolg erreicht? Zu einer Depolitisierung beider Bereiche. Die Einführung klaffender Dualismen, die rigide Trennung der Felder, das Setzen einer möglichst starren und unüberwindlichen Grenze zwischen Ästhetischem und Politischem ist nicht nur als falsche, oft pseudo-soziologische Beschreibung der zu untersuchenden Phänomene zu verstehen, sondern hat auch normative Funktion im jeweiligen Kontext. Es gibt offensichtlich recht gute taktische Beweggründe, bei der starren Trennung von Kunst und Politik zu bleiben und zugleich konkrete Formen radikaler Kunstpraxen als unreine, ineffiziente Vermischungen von Politik und Lust anzugreifen.

Gegen diese disziplinären Zuweisungen hat sich aber entlang des letzten Jahrzehnts in der Tat in geopolitischen Vernetzungen zwischen verschiedenen europäischen Szenen und den beiden Americas, aber auch im deutschsprachigen Raum ein mannigfaltiges Feld von Transversalität entwickelt. Transversalität heisst hier zunächst, dass die Grenzen der wissenschaftlichen Disziplinen, auch jene von Kunst- und Textproduktion, zwischen verschiedenen sozialen Feldern operativ verwischt werden. Hier kommen einerseits verschiedene spezifische Kompetenzen zusammen, es entsteht aber auch eine neue, originäre und spezifische Kompetenz.

Diese Kompetenz liegt nicht etwa im Ununterscheidbarwerden von Theorie, Kunst und dem Politischen, in der völligen Auflösung jeder Unterscheidung, sondern in der jeweiligen Neu-Zusammensetzung. Zwischen Journalismus und Theoriebildung, zwischen Kunstkritik und politischer Theorie, zwischen poetischen, essayistischen und theoretischen Schreibweisen, aber auch im größeren Maßstab zwischen Kunstproduktion, Theorieproduktion und politischem Aktivismus lassen sich immer neue Verhältnisse komponieren.

Mit Jens Kastner erhält nun einer der ProtagonistInnen dieser neuen Species des transversalen Schreibens im deutschsprachigen Raum den deutschen Kunstkritikerpreis. Ich möchte in diesem Zusammenhang – als aussagekräftiges Oberflächenphänomen - die schier unglaubliche

Vielfalt der Erscheinungsorte seiner Texte hervorheben. Von kritischen Kunstmagazinen wie *springerin* und *bild.punkt* (jener Zeitschrift, die Jens Kastner in Wien mitbegründet hat und koordiniert), über die Feuilletons von Tageszeitungen wie dem Wiener *Standard* oder der Berliner *taz* bis hin zu linken, politischen Magazinen wie *jungle world*, *analyse + kritik* oder *graswurzelrevolution*; von Beiträgen in Sammelbänden in den verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen bis zu seinen Monografien und Sammelbänden zur Kunsttheorie ebenso wie zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus, zu lateinamerikanischen sozialen Bewegungen oder zum Konnex von Kunst und radikalem Ungehorsam.

Wir haben es hier also nicht einfach mit einem Autor zu tun, der in zwei wissenschaftlichen Disziplinen ausgebildet ist, der die akademischen Territorien der Kunstgeschichte und der Soziologie beherrscht. Wer in so unterschiedlichen Medien und Kontexten schreibt, bewegt sich notwendigerweise auch in sehr verschiedenen sozialen Feldern. Jens Kastners schreiberische Aktivität spielt sich – so sich das überhaupt feststellen lässt – in mindestens drei Milieus ab, im Kunstfeld, in wissenschaftlichen Kontexten, in aktivistischen Zusammenhängen. Damit geht nun aber keineswegs eine Verwässerung der theoretischen Qualität des Schreibens einher, sondern eine Intensivierung genau an den Überlappungen der verschiedenen Felder, ja, eine Neuerfindung dessen, was der Begriff Kritik bedeuten kann.

Als ich gemeinsam mit Birgit Mennel und Stefan Nowotny vor einem Jahr den Band „Kritik der Kunst“ für turia+kant vorbereitete, überraschte Jens Kastner uns mit dem wunderbaren Aufsatz-Titel „Zur Kritik der Kritik der Kunstkritik“. Bevor Sie jetzt angesichts dieser Kritikschwemme schwindlig werden, versorge ich sie an dieser Stelle lieber mit einem aus meiner Sicht zentralen Zitat aus diesem Text Jens Kastners. „Das bedeutet für die Frage der Kunstkritik, das Phantasma von der Gefangenschaft im Feld als beschränkende Selbstbeschreibung bestimmter KunstfeldakteurInnen zurückzuweisen und darauf zu beharren, dass ebenso wie die Macht ohne den König die Kritik *nicht* ohne soziale Kämpfe zu denken ist.“

Immer wenn es um Preise und Ehrungen geht, muss man sich wohl auch selbstkritisch fragen, ob die Kritik, sei sie auch eine Kritik der Kritik oder eine Kritik der Kritik der Kritik, ob die Kritik nicht am Ende im Mainstream angelangt ist, als nette Behübschung fein säuberlich und ohne Rückstand verdaut: eine erneute „Wellnesskur für einen müde gewordenen Kapitalismus“, wie unser Preisträger das formuliert hat. Jens Kastner hat aber auch in

mehreren Texten immer wieder auf die Ambivalenz der Kritik hingewiesen – und Ambivalenz heißt, dass es nicht nur die Verdauungsprozesse eines auch in Sachen Kritik unersättlichen kapitalistischen Magens gibt, sondern immer auch Fluchtlinien, die gerade in der immanenten Aktivität des transversalen Schreibens entstehen.

Ich wünsche es Jens Kastner von Herzen, dass diese theoretische Haltung auch auf ihn und auf seine Zukunft an den Schnittstellen von Kunst, Theorie und Aktivismus zutreffen möge. Möge dein transversales Schreiben und Handeln, das sich in den vergangenen 15 Jahren so verfeinert und verdichtet hat, trotz und in der Asymmetrie zwischen Herrschern und Beherrschten weiter gedeihen und immer neue Auswege finden aus und in den Maschen der Macht.